

Das Lachen der geöffneten Fenstern in einem sonnigen Zimmer

Die Zeitungen:

Warum erinnern uns die Zeitungen, wenn sie gelb und alt werden und nach Muff und Feuchtigkeit riechen, auf diese schockierende Art und Weise an die vergangenen Jahre? Das ist es eben, was die Zeitungen, weil sie immer ihr Ablaufdatum auf der Stirn tragen, uns antun. Sie erinnern uns daran, wie viele Jahre, wie viele Monate und wie viele Tage, seitdem man sie abgerissen hat, vergangen sind. Somit wird aus einem abgerissenen Zeitungsausschnitt, der einmal zur Seite gelegt worden war, um eine wichtige Sache nicht zu vergessen - die dann trotzdem vergessen wurde - ein Glockengong, ein Signal, das uns daran erinnert, dass unsere Tage gezählt sind:

Die innere Stimme:

- „Es war doch alles gestern!“
- „Ja, das Gestern, dessen Leiche Du im Wandkalender in der Küche beerdigt hast. Erinnerst Du Dich nicht mehr daran?“

Das Nachtrauern in der Fremde:

Nein, es war nicht überraschend gekommen: Monate vorher hatte ich gelesen, dass er krebskrank war (ein Tumor am Kopf) und unter Gedächtnisschwund litt. Die Fotos, die ihn - umgeben von seinen Bewunderern - auf dem Rollstuhl sitzend – zeigten, hatten mich traurig gestimmt. Für jemanden, der ihn als jungen Menschen erlebt hatte, waren sie ein schmerzvoller Anblick. Einst stolzer Bergsteiger, seine Verkörperung des „Wille zur Macht“ schlechthin, und jemand, der- wie der Dichter Ahmad Reza Ahmadi über ihn gesagt hatte-: lebenslang sowohl in Freundschaft als auch in Feindschaft beim Suchen und bei seinem Bestreben nach etwas Neuem stets radikal, hartnäckig, zäh und jugendhaft frech gewesen war, saß nun schweigsam auf einem Rollstuhl und musste sich anstrengen, über jeden von denen, die ihn umgaben, eine Erinnerung zu finden.

Danach war die Nachricht von seinem Tod gewesen. Und sie hatte nicht mehr überrascht.

Mein Nachtrauern für den verstorbenen Nader Ebrahimi fand wie jede bisherige Trauer in der Fremde für alle jene, die *bei uns Daheim* verstorben waren, ohne Teilnahme an irgend einer Zeremonie statt. Ohne Begräbnis, ohne Trauer- oder

Gedenkfeier am vierzigsten Tag nach seinem Tod hielt ich diskret eine Schweigeminute, die ein wenig länger wurde, danach tauchten ein paar Erinnerungsfetzen auf und diese Sache mit der Zeitung, und das war eigentlich alles.

Und der Zeitungsabschnitt?

Ich stand auf, ging zu der Schuhschachtel, in der die Schwarzweißfotos, die alten Zeitungsabschnitten und einige alten Zeitschriften und Literaturhefte aufbewahrt werden und während des Stöberns unter den alten verblassten Papierstücken wurde das Gefühl des „Verschollensein“ das nach dem langjährigen Leben hier verinnerlicht worden war, gegenwärtig. Ein Gefühl, das nur dann auftaucht, wenn jemand im Heimatland verstorben ist. Die Erfahrung zeigt, dass die einzige Abwehr dagegen Trauer in der Einsamkeit sein kann.

Die Abwehr gegen das negative Gefühl des „Verschollen seins“ gelingt nur dann, wenn man einige Stunden mit sich selbst und mit dem der von uns gegangen ist, darüber nachdenkt, warum man vom „Mutterland“ und den Menschen dort abgeschnitten ist.

Was bedeutet Verschollen?

Nachdem Sirius Tahbaz gestorben und Beh Azin von

uns gegangen war, bekam ich zum ersten Mal dieses Gefühl. Warum? Weil ich dachte, dass ich nach ihrem Weggang nicht mehr in der Literaturszene Persiens präsent sein werde. Nun, nach dem Tod von Nader Ebrahimi, wurde diese Wahrscheinlichkeit, dass ich mit ihnen dort gestorben bin, größer.

Warum der Tod dieser drei Personen das Gefühl des „Verschollen seins“ bei mir verursachte, hat mit meiner anfänglichen Identität als Schriftsteller zu tun und der Rolle, die diese drei Menschen dabei gespielt hatten. Ja, sie haben, ohne es zu wissen, bei der Entstehung meiner Identität als Schriftsteller eine Rolle gespielt.

Deshalb fühle ich ein Vakuum, das durch ihren Abgang in mir entstanden ist. Mit dem Tod eines jeden von ihnen schien es mir, dass die Zahl der Zeugen, die wussten, dass ich einst in diesem Land Geschichten geschrieben hatte, weniger wurde.

Nach dem Tod von Nader Ebrahimi, sagte ich mir, nun gibt es dort niemanden mehr, der meine Identität als persischer Schriftsteller bezeugt. Das heißt nicht, dass ich während all dieser Jahre gute Kontakte mit ihnen gepflegt hätte. Nein. Nur einmal kam Sirus Tahbaz hierher und versuchte mich in Wien zu finden. Es war aber gerade eine Zeit, als ich nicht hier war. Er klopfte an die Wohnungstür und, als er sah, dass niemand aufmachte, legte er zwei

Plastiktragetaschen voll mit den Büchern, Schallplatten und Tonkassetten, die von Kanone nashre fekri Kodakan (seinem Verlag) herausgegeben worden waren, mit einer kurzen Notiz vor die Tür und ging weg.

Nader Ebrahimi hatte überhaupt eine Scheu ins Ausland zu kommen, nur zum Schluss kam er zur Behandlung hierher, als es bereits zu spät war. Beh Azin kam nie, (oder ich erfuhr es nicht). Aber es geht nicht um eine solche Beziehung. Sicher, ich hätte mich gefreut, wenn ich sie hier gesehen hätte, aber es kam nicht zustande. Damals schrieb ich an Tahbaz einen Brief, dass es mir Leid tue, ihn nicht gesehen zu haben und hoffe, ihn bald zu sehen. Nach ein paar Monaten kam die Nachricht, dass er zu einer Buchmesse in Bologna kommen werde und einige Zeit in Italien weilen würde. Voller Freude fuhr ich gespannt nach Bologna, aber als ich ankam, benachrichtigte man mich, dass seine Mutter krank geworden sei, weshalb er leider nicht kommen könne. Enschallah später, was so viel wie auf ein Wiedersehen im Jenseits bedeutete.

Eine Trauer für mich selbst?

War meine Trauer für diese drei nicht eine Trauer für mich selbst? Oder eine Trauer für eine Generation, die als Dichter und Schriftsteller von 1960 bis 1970

die Literatur in Persien veränderte? Von uns sind wenige im Land und noch weniger im Ausland noch am Leben. Daher auch die Wichtigkeit einiger Erinnerungstropfen. Wir klammern uns an diese Erinnerungsstücke, weil durch unseren Tod bald das Heft unserer Wirksamkeit für immer abgeschlossen wird.

Beh Azin

Die paar Tropfen Erinnerung, die ich noch von ihm besitze, sind wirklich nicht viel. Diese Fälle beschränken sich auf einige Erinnerungen und eine Rezension, und sonst nichts. Zum Beispiel das unklare Schicksal eines Manuskriptes. Als einer dieser Tropfen hat es für mich eine besondere Bedeutung. Ich verzichtete auf seine Veröffentlichung, weil man vorhatte, nach dem Rücktritt oder Rückzug von Beh Azin (Herausgeber der Literaturzeitschrift „Piame Novin“) den Text politisch unschädlich zu machen. Das Buch war nicht besonders. Hundert oder zweihundert Seiten unter dem Titel „Die Suche nach einem Eindruck“; es bestand aus meinen Notizen über meine Eindrücke jener Zeit aus der Wüstenprovinz Sistan und Belutschistan. Es war weder eine Erzählung noch eine Monographie, vielleicht eine Mischung aus Beiden. Das Buch kam auf Drängen von Beh Azin

zustande. Er meinte, da ich schon ein und Militärdienst in diesem Gebiet ableisten muss, kann ich etwas über die dortige Zustände schreiben.

Ich weigerte mich zuerst, ich sagte, es sei die Arbeit eines Wissenschaftlers und nicht die eines Schriftstellers. Er sagte, es genüge schon, wenn ich versuche einen allgemeinen Eindruck aus dem Gebiet zu vermitteln. Deshalb gab ich dem Manuskript den Titel „Die Suche nach einem Bild“. Und damit die Arbeit auch wirklich abgeschlossen wird, zahlte er mir das Honorar im Voraus.

Aber das Manuskript konnte nicht mehr vor dem Weggang Beh Azin's veröffentlicht werden. Ich überließ es vor der Abreise aus Persien Sirius Tahbaz, mit der Bitte, Beh Azin zu vermitteln, dass ich die Arbeit doch erledigt habe. Während all der Jahre im Ausland fragte ich mich oft, ob Tahbaz ihm das jemals gesagt habe. Bis in Persien die Revolution ausbrach und die Streitigkeiten im Schriftstellerverband derartig eskalierten, dass mir ein solches Ansinnen an Freunde, die von der Revolutionshysterie infiziert worden waren, sinnlos schien.

Beh Azin wurde wieder in der Tudehpartei (Moskauorientierte KP im Iran) aktiv. Nach dem Tod von Sirius Tahbaz fiel mir das vergessene Manuskript wieder ein, aber es hatte keine Bedeutung mehr.

Inzwischen war Beh Azin in Folge einer politischen Säuberung verhaftet, oft gefoltert worden und, als er erniedrigt und gebrochen herauskam, musste er gleich ins Krankenhaus. Er lag lange dort und rang mit dem Tod. Ich hatte vor, in einem Interview vor allem über sein aufrichtiges Verhalten mir gegenüber zu reden und unter anderem zu erwähnen, dass die Arbeit damals doch getan worden war.

Aber das Interview kam nicht zustande, und gut so. Denn hätte es überhaupt einen Sinn, den alten, kranken Mann noch mit einem vergessenen Manuskript zu behelligen?

Nach seinem Tod ging ich zum Bücherregal, wo meine persischen Bücher stehen, suchte unter ihnen jene Bücher, die von ihm verfasst worden waren, heraus und überflog sie.

Während des Lesens dieser und jener Geschichte, dieser und jener Übersetzung formulierte ich den Brief, den ich nie an ihn geschrieben hatte, im Kopf. Ein Brief, der nun mit dem Fehlen des Empfängers nie mehr zum Schreiben und zum Wegschicken war.

Nader Ebrahimi:

Meine Trauer für ihn folgte mehr oder weniger dem gleichen Ritual. Nur, seine Erinnerungstropfen waren eine Rezension, die er zu meinem zweiten Buch geschrieben hatte, und das Bild von Fenstern in

seinem Wohnzimmer.

Die Zeitung, in der sie gedruckt wurde, hieß Ayandegan, 21. Dey 1346 (1. Jänner 1968)

Oben auf der rechten Seite des abgerissenen Zeitungsblatts stand: „**Rezension**“

Und unter einem dünnen Strich: „**Nader Ebrahimi**“.

Danach war der Titel zentriert:

**„Eine kurze Bemerkung über
Die Müden Tauben
Von
Hamid Sadr“**

Zwar eine kleine, vergessene Rezension über ein kleines, vergessenes Buch, aber für die Trauer in der Fremde genug und eigentlich unentbehrlich. Wieder einer von diesen Erinnerungstropfen, die durch den Tod des Schreibers Gefahr liefen aus der Welt zu verschwinden.

Nachdem ich den Zeitungsabschnitt gefunden hatte, ging ich zur Schreibstube, machte die Tür hinter mir zu, und bevor ich mit dem Lesen begann, starrte ich lange auf die zwei Türme der Piaristen Kirche vor meinem Fenster. Ich stellte fest, dass von Nader Ebrahimi einzig und allein dieser Zeitungsabschnitt und die Erinnerung an die zwei geöffneten

Fensterflügel in seinem Zimmer übrig waren.

Zwei Fenster:

Vorsichtig, damit der zusammengefaltete Zeitungsabschnitt nicht auseinander fällt, machte ich ihn auf, und beim Überfliegen der ersten Zeilen öffneten sich die zwei Fensterflügel vor mir, die damals zu einem sonnigen, leuchtenden Morgen aufgingen, .

Ich las:

-Was zwang Dich zu schreiben?

-Weiß ich nicht.

- Bist Du antireligiös? Hast Du eine politische These? Eine besondere gesellschaftliche Doktrin?

-Nein!

- Hattest Du jemals etwas gehasst- sehr stark gehasst?

-Nein!

- Willst Du mit dem Schreiben etwas beweisen?

-Nein- ich weiß es nicht.

- Na, dann...

Und er hatte noch hinzugefügt:

Das ist der Entwurf meines ersten Gesprächs mit Hamid Sadr, als er mich vor zwei Jahren, wenn nicht früher, mit einem Teil seiner

Kurzgeschichten an einem unpassenden Ort überfiel.

Ich dachte eine Zeitlang an die zwei Bemerkungen „**vor zwei Jahren**“ und „**an einem unpassenden Ort**“, als ob seit dem Zeitpunkt zu dem ich in dem Zimmer mit den offenen Fenstern war, nicht 44 Jahre vergangen wären. Wieso nannte er es „**an einem unpassenden Ort**“? Dort war doch seine Bleibe und, wo die Fenster sich in seinem Wohnzimmer zu einem sonnigen Herbstmorgen öffneten, sein Zuhause. Und als solches in meiner Erinnerung eingraviert.

Ich kann mich sogar an die Blumenmuster des Teppichs gut erinnern. Ich, der junge, unbekannte Schriftsteller, saß schweigsam und höflich vor ihm (weil er damals einige Bücher veröffentlicht hatte und verglichen mit mir, dem Schriftsteller ohne eine einzige Buchveröffentlichung, ein etablierter Schriftsteller war) und während ich zuhörte, sah ich aus dem Fenster.

Seine schroffe, direkte Ausdruckweise hatte mit der sanften Art unserer Literaturlehrer auf dem Karaj Gymnasium (Feridune Tonokaboni und Saidi Sirjani), die selbst Schriftsteller waren, nichts gemein. Nader Ebrahimi war nicht bereit, dem anderen einen Vortritt zu lassen. Er zeigte gegenüber einem jungen Schriftsteller, der nach

Veröffentlichung einiger Kurzgeschichten zu ihm gekommen war, kein Erbarmen.

Seine eigenen Aussagen in der Rezension, geben jedoch zu verstehen, dass er mich nicht klein kriegen konnte.

Für mich also, schrieb er, das heißt jemand mit einer fixen Meinungen in allen Bereichen – mit bestimmten Annahmen von der gesamten Problematik, war es merkwürdig, dass jemanden schreibt, schreiben will, aber nicht weiß, warum er schreibt und warum er schreiben will, und trotzdem gut schreibt. Ich konnte Hamid Sadr nicht weiterhelfen, ich kann es auch heute nicht. Warum kann ich es nicht? Weil er mich und keinen anderen Lehrer, der selbst Erzähler ist, benötigt. Er hätte es vielleicht nötig mehr Erzählungen zu lesen, er braucht mehr Kritik, aber er braucht niemanden, der ihm seine Ansichten aufzwingt, ihm einen Weg zeigt, oder versucht, etwas aus seiner eigenen Erfahrungswelt, in seinen Kopf zu stopfen und letztendlich eine Kopie aus sich selbst schaffen will. Kein Zweifel, dass das, was wie eine weiche Feder auf dem Herz jedes selbstsüchtigen Lehrers wirken kann, für den Schüler Ruin bedeuten könnte.

Damals war es gang und gäbe, dass die Schriftsteller mehr über „Was ist die Literatur“ (Jean Paul Sartre) redeten, anstatt Romane zu schreiben. Alle hatten eine Theorie, was Literatur sein soll und im Zentrum stand „Literature Engagé“. Ich wollte von alledem nichts wissen und es sind alle meine Verneinungen an diesem Tag nichts anderes gewesen als eine Trotzreaktion. Deshalb ist mir auch von allem, was an diesem Tag besprochen wurde, nur die strahlende Sonne im Zimmer in Erinnerung geblieben. Und vielleicht noch seine Empfehlung: „Man soll bei der Auswahl von Worten und Begriffen präzise sein!“

Und er schrieb.

„ Das erste Buch von Hamid Sadr mit dem Titel die Geschichten der Gasse hatte mich bewegt. Ich versuchte skeptisch zu sein und ihm nicht zu glauben, ich versuchte ihn, der anscheinend an nichts glaubte und keine Barrikaden verteidigte, unter den Steinen, die ich von meiner Schanze aus auf ihn warf, zu zerschmettern, aber ich musste einsehen, dass ich nicht dazu fähig bin. Ich war schon von ihm, von der schlichten Atmosphäre, die er in seinen Erzählungen schuf, überzeugt. In seinem Inneren schrie unbewusst das, was ich in mir bewusst zum Schreien hervorrief. Nun findet mit dem zweiten Buch von Hamid Sadr, die Geschichten der müden Tauben, eine neue

Begegnung statt.

Vorerst möchte ich sagen, dass er zumindest bei der Schaffung einer besonderen Atmosphäre, die bis jetzt hier nicht erprobt wurde, eine große Mut gezeigt hat. Seine Novellen ähneln keinen anderen. Der neue Weg ist ein gefährlicher Weg. Es ist ein Weg, an dem jeder Moment der Absturz lauert. Ein Absturz, der jetzt mit Hamid Sadr ringt. Und Hamid Sadr als neuer Reisender mit wenig Wissen im Reiseproviant, geht manchmal bis zur Selbstaufgabe, und die Gefahr lauert auf dem Weg.

Sadr sieht die Beziehungen und Dinge so, wie sie bis jetzt hier nicht gesehen worden sind. Er erlaubt seiner Feder die Freiheit, zu gehen, wohin er möchte. Er anerkennt dabei keine Mauer. Er ist aber trotzdem bemüht, die Existenz der Mauer zu belegen. Hamid Sadr erfährt die echte Freiheit im Hirn, und dadurch steinigt er jede Einschränkung.“

Merkwürdig! Während ich diese Zeilen las, glaubte ich, dass er noch lebte und sich als derselbe vorlaute Anwalt, der er früher war, einsetzen und weiterhin mein Anliegen in Persien verteidigen würde. Bis hierher war das Überfliegen seines Textes als Trost anwesend, zum Trauern aus der Entfernung. Jetzt

wurde er plötzlich ein Lebenszeugnis. Das Bild des kranken Nader Ebrahimi auf dem Rollstuhl war gelöscht. Da erschien er wieder als dieselbe Person, die er damals war: lebendig und herausfordernd. Bereit um mit jemanden, mit dem er nicht einverstanden war, abzurechnen.

Und es gab noch etwas: Allem Lob zum Trotz war ich plötzlich mit dem, was er sagte, nicht einverstanden. Er interpretierte das zweite Buch falsch.

Er übersah etwas Wichtiges, das ich nicht stillschweigend hinnehmen dürfte. Sein Urteil über die beiden Bücher klang so, als ob das eine die Verlängerung des anderen wäre, und kein inhaltlicher Unterschied zwischen den Geschichten der Gasse und denen der müden Tauben feststellbar sei.

Seine Bemerkungen „**Existenz der Mauer zu beweisen**“ und „**Das Erfahren der echten Freiheit im Hirn**“, welche für das erste Buch eine Erklärung sein konnten, konnten für das zweite Buch nicht gelten. Die Person, die mich als erste darauf aufmerksam machte, war Georg Biron, der österreichische Schriftsteller, der im Jahre 1990 die deutsche Übersetzung von Geschichten der müden Tauben in Wien herausbrachte. Er sagte, in diesem kleinen Buch endeten alle Erzählungen mit dem Tod und fragte, ob es meine Absicht gewesen war, die

Todesarten zu beschreiben. Er fügte dann noch hinzu, dass allerdings dies als Thema in der modernen Literatur Österreich nichts Neues war. Ingeborg Bachman hatte Ihren Roman-Zyklus „Todesarten“ genannt. Ich war überrascht. In Wahrheit hatte ich die Erzählungen nicht aus diesem Gesichtspunkt ausgewählt gehabt.

Mir war zwar bewusst, dass die Geschichten alle mit irgendeiner Todesart enden, aber ich dachte, es sei „natürlich“ dies dem Buch aufgezwungen worden. Und mein Wille hatte kaum eine Bedeutung. Dass der Tod in jeder Geschichte immer in einer anderen Gestalt erscheint, ist „automatisch“ entstanden

Ich nahm meine an Nader Ebrahimi gerichtete Kritik quasi posthum zurück. Wenn ein Autor selbst nicht weiß, was er geschrieben hat, darf er dem Kritiker gerade deshalb keinen Vorwurf machen! Innerlich gab ich ihm Recht, gerade was dieses Buch betrifft, musste ich ihm zustimmen, dass man als Kritiker an dem Buch verzweifeln konnte.

„Bei dem Buch <Geschichte der Müden Tauben> verstehe ich stellenweise die Sprache und, was der Autor Hamid Sadr damit bezwecken möchte, überhaupt nicht. Ich möchte aber noch nicht jeden Sinn und jeden Zweck in dieser Sprache

verleugnen. Ich will ihm nicht vorwerfen, ein Betrüger zu sein. Und ich möchte ihn nicht deshalb abschreiben, denn Hamid Sadr ist eins und er hat noch Zeit, Erfahrungen zu machen. Erfahrungen, die seine Sprache zu uns oder uns zu seiner Sprache führt, und oder -nichts...“

Wegen diesem „**und oder- nichts...**“ musste ich lachen. Ich stand auf, ging im Zimmer auf und ab und **ermahnte** mich selbst in dem Sinne, dass das Getue um ein kleines Buch, von dem während der letzten 43 Jahren nicht einmal zwei Tausend Exemplar verkauft worden waren, nicht so viel Aufmerksamkeit verdiene.

Ich dachte an die Zeit zurück, in der ich in Sistan und Belutschistan noch Wehrdienst machte. Diese Rezension hatte mir wahrscheinlich **Kamran Saedi**, ein Freund, der das Buch liebte und deshalb alle Hürden bis zur endgültigen Veröffentlichung beseitigt hatte, dorthin geschickt.

Und nun, nachdem schon so viele Jahre vergangen waren, verursachte dieser kleine Zeitungsabschnitt eine solche schmerzhaft Sehnacht nach dem sonnigen Zimmer mit den lachenden Fensterflügeln von Ebrahimi's Zimmer. Ich dachte, was für ein Fehler, dass ich mich damals, bevor ich Persien verließ, nicht von ihm verabschiedet hatte.

Lachen anstatt Trauern

Der Versäumnis von damals verursachte schmerzhaften Sehnsüchte in mir. Mit der Wiederholung des Schlusswortes in der Rezension „**Und oder- nichts...**“, merkte ich, dass dies an vielen Orten anwendbar wäre.

Wir nehmen uns so wichtig, wir nehmen das, was wir getan haben so wichtig, und da fiel mir der Spruch von Thomas Bernhard ein: „Im Angesicht des Todes ist alles lächerlich.“

Ich warf aus dem Wiener Fenster einen Blick zu den Wolken, zu den zwei Türmen der Piaristen Kirche und es tat es mir unsäglich weh, dass ich in all den Jahren Nader Ebrahimi nie mehr gesehen hatte. Ich sagte mir vor: anstatt den Totenkult zu pflegen, Erinnerung an die Lebzeiten!

Ich öffnete das Heftchen auf dem Tisch auf und trug ein: „Im Angesicht des Todes ist alles so sinnlos.“

Hamid Sadr

5. August 2008 Wien,